Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein

Band: 21 (1937)

Heft: 11-12

Artikel: Der neue Artikel der deutschen Sprache

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419799

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mundart, so betonen sie, liegen die Grundlagen des waheren Bolkstums und die Burzeln der wahren vatersländischen Gesinnung, und durch die Förderung der Mundart werde auch das wirkliche Schweizertum gefördert.

Wir Deutschschweizer gehören nach Serkunft und Entmicklung in den Gesamtverband der Deutschsprechenden. Es gab Zeiten, wo große Vertreter des echten deutschen Geistes gerade in der deutschen Schweiz einen Mittelpunkt und eine Seimat fanden. Es war eine Zeit, wo fein "Reich" als politische Zusammenfassung der Deutschen nordwärts des Rheins bestand. Es war aber eine Zeit, die ein hochgeistiges Deutschtum hervorbrachte und pslegte, an dessen Quellen sich später auch Gottsried Keller und Konrad Ferdinand Meyer labten und von dessen Reichtum wir auch heute noch zehren.

Man glaubt heute, von diesem Deutschtum abrücken zu müssen, weil es irrtümlicherweise gleichgesetzt wird mit einer politischen Gestaltung, die wir ablehnen. Man beachtet zu wenig, daß der deutsche Geist, der aus dem achtzehnten Jahrhundert zu uns herüberstrahlt, gar nichts zu tun hat mit dem, was wir auf dem politischen Felde mißebilligen.

Der beutsche Geist des achtzehnten Jahrhunderts ist uns in der deutschen Schriftsprache überliesert. Wir nehmen ihn auf in der Schule, und er ist Inhalt und Wesen auch unserer höheren Geistesbildung. Je mehr wir uns davon entsernen und uns in den mundartlichen Schmollwinkel zurückziehen, desto mehr trennen wir uns ab von einem Quell, der im Grunde auch uns sabt, der uns Daseinsnotwendigkeit und Geistesnahrung auch heute noch und weiterhin sein muß.

Und unsere Kinder sollen in der Schule mehr Mundart pflegen? Täuschen wir uns nicht hinweg über die Gefahren einer solchen vermehrten Mundartpflege in der Schule! Sie wird auf Rosten der Schriftsprache gehen. Der Schriftsprache, über deren mangelhafte Beherrschung bei unsern obern Schülern heute lebhaft geklagt wird! Die Mundart, die bei uns heute fast das ganze außerschulische Leben beherrscht, findet in diesem großen Bereiche genügend Spielraum, so daß die Gefahr des Aussterbens der Volkssprache gering ist. Bliebe der Einwand, die Mundart muffe landschaftlich reiner gehalten und bodenständiger werden. Kann das erreicht werden durch eine Mundartschreibung, die nur dadurch einige Aussicht auf Anklang findet, daß sie in eine deutschschweizerische Durchschnittsmundart gezwängt wird? Eine Mundart also, die nirgends gesprochen und deshalb ein fünstliches Gebilde bleiben wird?

Man kann bei gut schweizerischer Gesinnung und bei aller Hochschung des deutschschweizerischen Bolkstums in den heutigen Mundartbestrebungen eine Gesahr für lebenswichtige Grundlagen gerade dieses Volkstums erblicken.

"Schwyzertütsch i de Normalschrift".

Eine fachmännische Besprechung der unter der Leitung von Prof. Dieth ausgearbeiteten und in 86 Regeln gefaßten Einheitsschreibweise für unsere Mundarten können wir erst in der nächsten Nummer bieten. Für heute genüge ein von Dieth verfaßtes Muster, das in der Schweizer Monatsschrift "Föhn" vom November I. J. erschienen ist.

Da unsere Druckerei den dort verwendeten neuen Buchstaben für sch (ein s-ähnliches Zeichen) nicht besitzt und wir ihr die Anschaffung nicht zumuten können, geben wir ihn durch sch wieder. Der Akzent auf o und ö bedeutet offene Aussprache; ë steht für offenes e (këne) zum Unterschied vom überoffenen ä (gäär). Die Großschreibung der Ding-wörter wird noch "geduldet". Also:

Wemmer üsers schöö Ländli wönd bhaalte soo wies ischt, so mömmer öpis tue förs. Mer müends schütze, aber nöd no mit Soldaaten und Gweer. Es kent nò ganz anderi Gfòòre. För d Blueme und d Tierli, för schöni Eggli und aalti Hüser, för die ischt scho gsòòrget. Hüt weërded si gschoonet; de Natuur- und Häimetschutz het da a d Hand gnoo und sicher scho vil too deför. Und d Lüüt? Wa gits dòò öffetlech z schoone? A öpis het me scho tenggt: a üseri Schwyzer Chläider, a d Trachte. Au daa ischt schöö. Es blybt aber alewil nò öpis, wo mer bis iez wenig oder gäär nöd gachtet het, wol wils jede bschtendig mit im selber ometräit: da ischt üseri Schpròòch.

Mit de Schpròch vome Volch isch es e bsonderi Sach. Es schtegget ebe vil mee dehender, as mer grad eso cha ghööre mit em Oor. D Schpròch ischt nöd no en Faane, wo mer cha aaschtegge, oder e Tracht, wo mer aaläit und abziet; si ischt öpis, won äim sy Lebelang blybt, wo mer aber doch mit de Zyt cha verlüüre, wils, ooni dammers merget, d Faarb cha verlüüre. E Schpròch ooni Faarb aber ischt nüüt. Au drom nüüt, wil s Tengge den öpe dendo ischt.

Es ghöört zor gäischtige Schterchi vomene Volch, wëns of em äigne Bode alewil no redt und tënggt wie früener. Daa hebets zëme und soo chas im sëlber treu blybe.

Meer Tütschschwyzer chönd nöd und wönd nöd vom Schwyzertütsch loo. Und daa ischt guet. Öpis aber falt üs schwäär: es suuber z bhaalte, chërnig und urchig. Am Wile fäälts nüme, bi vile, und de Wëëg wird si nòò und nòò mösen uftue.

En Aafang ischt gmacht. Mer cha iez Schwyzertütsch au lese und schrybe. Da het mer zwoor scho früener chöne, aber d Lüüt hend alewil gchlagt, es göng so schwär. Begryffli, kene het gwöst, wien er söl schrybe, und jede hets gmacht wies em grad ygfalen ischt. Iez hemmer e tütschschwyzer Schrybwys. Gmäint ischt, das wen äine wil syni Mueterschpròoch schrybe, danner den soo schrybt wien er redt, aber noch feschte und voorgschribne Regle.

Die Regle sind imene Läitfade, wo me cha chauffe, zemegschtellt und söled de Winter i Kürse gleert werde.

Der neue Artikel der deutschen Sprache.

"3¾% Unleihe der Stadt Freiburg. Wir teilen Ihnen höflich mit, daß rubr. Unleihe einen guten Erfolg hatte und größtenteils durch die eingegangenen Konversionssanmeldungen gedeckt worden ist." So schreibt ein schweizerisches Bankhaus an mich. Frage: was für ein geheimnisvolles Ding ist rubr. Un leihe? Der Briefschreiber wird wohl erklären: das heißt "die am Eingang des Briefes rubrizierte Unleihe", und wir meinen damit: die genannte, die erwähnte, die Unleihe, um die es sich handelt, die Unleihe, von der Sie wissen, die zurzeit aufliegende Unleihe, die fragliche Unleihe; manchmal sagt man wohl auch (und das paßt zu unserm sonstigen Fach-, d. h. Bankbriefstil am besten): obige Unleihe, auch obgenannte war und ist da und dort gebräuchlich.

Ja, weshalb nun rubr.? Ein Wort, das ganz sicher eine Menge von Leuten, auch gebildete, auch solche aus dem Kundenkreis eines Bankhauses, nicht verstehen, ein Wort, so lang, daß man vorzieht, es abzukürzen, wodurch dem Leser eine kleine Kätsellösung zugemutet wird, ein fremdes Wort, das nicht der gesprochenen Sprache angehört, ein Wort, für das hier, wie eben gezeigt, wenigstens

4 oder 6 schlichte, einfache, verständliche, allgemein gebräuchliche deutsche Wörter zur Verfügung stehen.

Schließlich: sieht man denn nicht ein, daß das Wort nicht einmal verdeutscht oder ersetzt zu werden braucht, weil es ... überhaupt unnötig ist? "Wir teilen Ihnen mit, daß die Unleihe einen guten Erfolg hatte", das genügt vollkommen und sagt um nichts weniger, als wenn statt des Artikels "die" rubr. gesagt wird. Was hat der arme deutsche Artikel: der, die, das getan, daß er jett auf einmal nicht mehr gut genug wäre und durch rubr. ersest werden mußte? Ich bitte rubr. Briefschreiber, mir darauf zu antworten. Glaubt rubr. Bankhaus nicht auch, daß es angezeigt wäre, wie andere Leute beim bisherigen der, die, das zu bleiben und rubr. Fremdwort, weil es weder schöner noch fürzer, noch verständlicher ist, lieber nicht anzuwenden? Rubr. Kundschaft würde das zum Teil angenehm empfinden und zum andern Teil allerdings nicht merken, was ja auch nicht schadet.

Für unsere Nationalkultürler.

Wir haben auch schon darauf hingewiesen, was für verschwommene Vorstellungen bestehen über schweizerische Rultur: bald rühmt man das "friedliche Zusammenleben unserer verschiedenen Rulturen", bald schwärmt man von gemeinsamer Nationalkultur — je nach Gelegenheit. Nun gibt es ja sicher eine Zone geistigen Lebens, das gemeinschweizerisch und nur schweizerisch ist: das politisch=soziale Leben (trot seiner Mannig= faltigkeit). Aber der Mensch lebt nicht vom Staat allein, und daß die Schweiz für sich geistig nicht bestehen kann, gesteht mit dankenswerter Offenheit der Berfasser eines Berichtes über "schweizerischen Kulturdienst" in den "Mitteilungen der Neuen Selvetischen Gesellschaft" (Seft Mai= Juni), wo als Aufgabe der geistigen Landesverteidigung auch die Sorge um unser zeitgenössisches Kulturschaffen genannt wird; denn "die Situation für die schweizerischen Autoren ist z. T. schon recht kritisch und kann noch sehr viel kritischer werden. Dichter, Schriftsteller, bildende Künstler, Musiker und Wissenschafter sind auf das Ausland angewiesen1); oft finden sie dort ihre erste Unter-stützung, ihr Publikum. Mit der zunehmenden Abkapselung der ausländischen Staaten entsteht für die geistig Schaffenden in der Schweiz eine Lage, wie sie wohl überhaupt noch nie da war. Es wird ganz außerordentlich schwer sein, durch Maßnahmen im Inland den Nachteilen dieser Situation zu begegnen, aber es ist sicher schon ein Gewinn, wenn eine kompetente Stelle, wie der Rulturdienst sie sein könnte, sich ernsthaft und andauernd mit dieser Aufgabe beschäftigt und zum mindesten das Schweizervolk immer wieder auf die große Gefahr hinweist, daß un fere besten Kräfte in der Isolierung zu ersticken drohen"1). — Gewiß ein unverdächtiger Zeuge.

Vom Büchertisch.

St. Gallen, in der Mundartdichtung lange zurückgeblieben, wehrt sich unter der Führung unseres treuen Mitgliedes Prof. Hilty wacker. Von den Gedichten seiner letztjährigen Sammlung "Chomm mit, mer wend üs freue" sind ihrer 60 kürzlich unter der freundlichen Einladung "Chomm mit üs go singe" von St. Galler Musikern vertont erschienen (Fehr'sche Buchhandlung, St. Gallen, 56 Groß-

seiten, 4 Fr. 75 Rp.), für Familie und Schule, aber nicht nur für St. Gallen, wie ja auch die St. Galler gern das Lied singen von jenem Tal, wo's "so schön und luschtig" gehe wie fonst nirgends auf der Welt. Bu fast allen Liedern ist eine einfache Klavierbegleitung gesetzt. — Bon Klara Müller, deren Frühlingsspiel wir s. 3. empfohlen, liegen aus demselben Berlage zwei ebenfalls hübsche Weih-nachtsspiele vor, wieder mit Liedern von Max Haefelin. Beide Sefte find kostbare Beiträge zur Pflege des kindlichen Gemütes.

Briefkasten.

M. S., Ch. Mein Lieber, Du beanstandest die Sätze in unserer letten Nummer: "Wir können nicht anders, als unsere Mitglieder auf vervandte Bestrebungen hinzuweisen" und "Wir können nicht anders, als die Worte Bundesrat Mottas zu diesem Heinatwerke anzusühren. Du hast recht. Die Nennsormen "hinweisen" und "anssühren" hangen ab von dem Hisszeitwort "können", und nach diesem seizen oder "wir können anzusühren", und das bleibt anch so, wenn weisen" oder "wir können ausgrühren", und das bleibt auch so, wenn weisen Vernsorm als zweites Wied ausgräugt wird. Können die die besten ihr Vernsorm als zweites Wied ausgräugt wird. eine Nennform als zweites Blied angehängt wird. Es muß also heißen: "Wir können nicht anders als ... hinweisen" oder "anzühren". Wie konnte uns jowas unterlaufen ?! Gibt es milbernde Umskände für dieses Vergeben? — Gewiß, wir sind damit in schlechter Gesellschaft, aber auch in anderer. Goethe hat einmal geschrieben: "Ich wollte lieber in ben Tod mich stürzen, als länger seiner Achtung zu entbehren" lieber in den Tod mich fürzen, als länger seiner Achtung zu entbebren" und Lessing: "Jest können wir ... nicht anders, als es den Liebbabern ... nochmals anzupreizen"; auch bei Wieland sinde sich der Grenel einmal. Da diese Herren sonst ziemlich gut Deutsch konnten, wird die Sache ihre Gründe gehabt haben. Vielleicht ist es so zu erstlären: Niemand ließe sich einzallen, unmittelbar hinter dem "können" die Nennsorm mit "zu" zu dringen. Wenn diese Nennsorm aber vom regierenden "können" so weit entsernt ist, so verschwinnut auf dem langen Wege die genatre Bedeutung von "können" und dernnischt sich mit kinnbervandten Ausdrücken wie: wir sind nicht imftande in der Lage mir derwägen nicht wir sichlen uns gedrungen im Bewißtsein int ininverwanden Ausorucen wie: wir into nicht imstande, in der Lage, wir vermögen nicht, wir sühlen uns gedrungen oder gezwungen oder veransaßt usw., und alle diese verlangen das "zu". Tönt die bloße Neunsprun, so weit von "können" entsernt, nicht etwas schwach, so daß sie durch das "zu" gestützt werden nuß? — Aber Du hast recht; es ist, genau betrachtet, ein Fehler, und Bauls Deutsche Grammatik neunt auch die angesührten Klassiskeriätze "ungehörig".

E. Bl., K. So so, die N. Z. N. sprechen von einem "riskanten Wagnis"? Das ist ein sehr bequemer Ausdruck; denn man kann ihn Wagnis"? Das ist ein sehr bequemer Ausdruck; denn man kann ihn auch umkehren und ebenso gut von einem "gewagten Nisiko" reden. Die N. Z. sprach kürzlich von "telestopischen Fernrohren" und früher einmal von "geistiger Mentalität". Kinder schreiben etwa vom "weißen Schimmel", vom "schwarzen Rappen" und vom "alten Greis". — Etwas Neues und etwas anderes ist aber das "Danaibengeschenk", (N. Z. Z.) eine geistreiche Bermischung des "Danaiergeschenks", das die Griechen (die Homer gerne Danaer nennt) in Gestalt des hölzernen Pserdes den Trojanern hinterließen, mit dem durchlöcherten Fasse, in das die Töchter des Danaus zur Strafe sür ihren Frevel Wasser sichöpfen mußten. Solche Gelehrtheiten sind manchmal ein Danaerzeichenk und sie bekönnten eine Danaierarheit. Ueher das Danaidenzeichenk geschenk, und fie bekämpfen eine Danaidenarbeit. Ueber das Danaiden= geschenk hätte sogar das hölzerne Roß lachen müffen.

Allerlei.

Im "Organisator" vom November 1936 erklärt ein Werbeberater von Beruf (H. Behrmann):

Ich bin gegen Fremdwörter. Nicht wegen eines ftarren Grundfates, gegen den zu verstoßen meine heiligften Gefühle verleten wurde,

jates, gegen den zu verstoßen meine heiligsten Gesuhle verletzen wurde, sondern gewissernaßen aus einem Bedürfnis nach Reinlichkeit. Aus diesem Grunde spreche ich in Briesen und Voranschlägen lieber vom Wer bung als von Reklame ludd da, fich etwas Merkwürdiges gezeigt. Gegen Reklame haben die meisten Leute gespühlsmäßig eine Abneigung. Gegen Werdung dagegen nicht.

Das hat beim Geschäftsmann seinen guten Grund. Für Reklame muß er Geld ausgeben. Wirdt er aber Kunden, so bringen sie ihm

Das ist mehr als ein bloßes Gesühl. Es stimmt wirklich. Sier liegt auch der wesenkliche Unterschied zwischen dem Werbe berater und allen, die Reklame irgend einer Art verkaufen. Der Werbeberater will seinen Kunden werben helsen. Daß das etwas kostet, versteht sich, kommt aber erst in zweiter Reihe.

Das deutsche Wort ist asso zugleich verständlicher, richtiger und — werbender. Reklame setzt unter ein Bild den Besehl: "Trink Aplo!" Werbung macht auf Aplo gluschtig: "Wie ein Apsel, frisch vom Stamm."

¹⁾ Von uns gesperrt.